

Sonderausgabe anlässlich des Jubiläums 100 Jahre Büchergilde

Mark Twains Geschichtensammlung *Mit heiteren Augen* ist das erste je in der Büchergilde Gutenberg erschienene Buch. Die vorliegende Ausgabe ist eine digital aufgearbeitete Reproduktion des Originals aus dem Jahre 1924. Mittlerweile ungebräuchliche sowie als diskriminierend zu wertende Begriffe wurden beibehalten. Der Text verbleibt somit im Kontext seiner Entstehungszeit und ist dementsprechend zu lesen und zu reflektieren.

Originalausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg

© 2024 Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2024

Redigitalisierung: Schwab Scantechnik, Göttingen  
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7537-3

buechergilde.de

# Mit heiteren Augen

Geschichten von  
Mark Twain



Verlag Büchergilde Gutenberg Leipzig

1924





# BEGRÜßUNG UND EINLEITUNG

Liebe Gildenbrüder und Gildenschwestern! Mit diesem Buche beginnt unsere Büchergilde Gutenberg ihre Wirksamkeit. Darum darf wohl mit einigen Worten ihres Werdens und Wesens gedacht werden. Auf den Ursprung deutet schon ihr Name hin: sie ist ein Kind der Gutenbergjünger. Und zwar jener, die im Bildungsverband der Deutschen Buchdrucker sowohl die kunstgewerblichen Interessen ihres Berufs wie allgemein-kulturelle Bestrebungen pflegen. Nach häufigen Erörterungen in engerem Kreise, die schon vor Jahresfrist begannen, rief der Vertretertag des Bildungsverbandes am 29. August 1924 im Volkshaus zu Leipzig durch einstimmigen Beschluß die Büchergilde Gutenberg ins Leben. Damit erhob wohl zum erstenmal eine Arbeiterversammlung die Hand, um unbeeinflusst von Profitinteressen irgendwelcher Art in die Bücherproduktion einzugreifen. Aus der Anteilnahme an der Fortentwicklung des Berufs erstand die Idee, kulturell-solidare Bewußtseinsinhalte reiften sie aus und erweiterten das Feld, indem sie das Tor der Gilde allen öffneten, die wohl arm an des Daseins materiellen Gütern, aber reich an ernstem Willen und froher Zuversicht sind. Was wir wollen, Ihr wißt es: Bücher geben, die Freude machen. Bücher voll guten Geistes und von schöner Gestalt. Bücher, die wir lieben dürfen ihrer inneren und äußeren Echtheit wegen. Bücher also, die uns irgendwie bereichern,

Klang und Farbe in das graue Leben der Arbeit bringen. Weit ist das Reich des Geistes, unermesslich weit. Wer darf sagen, er wolle es sich erobern? Niemand. Wohl aber kann auch der Ärmste eindringen in das Land, das mehr und tiefere Freuden birgt, als alle lärmenden Kummelpläze äußerlichen Vergnügens. Ein Buch, das uns in Inhalt und Form erfreut, kann uns dauernder Freund und damit Trost und Beistand werden.

„Mit heiteren Augen“ gehen wir ans Werk. Der Titel des Buches faßt den Inhalt auf einen Blick zusammen, und er deutet gleichzeitig auf die Zuversicht unsrer Gemeinschaft: daß sie froher Tatkraft voll ihren Weg gehen werde. Ja, mit vollem Bewußtsein stellten wir ein fröhliches Werk an die Spitze: als ein Zeichen, daß wir den Sinn erheben wollen über die Misere des Alltags und nicht darin versinken; daß wir auch lächeln können über die Unvollkommenheiten der Welt und über unsre eignen Mängel; daß heitere Kraft uns aus dem Kleinen fliehe, um desto ernster, desto tiefer die großen Erscheinungen und Schicksale empfinden und würdigen zu können.

Mark Twain, den wir als ehemaligen Berufsgenossen zum Paten erwählten, vereinigt in sich den tatkräftigen Ernst des zuversichtlichen Menschen mit dem überlegenen Humor des freien Geistes. Man zählt ihn zu den besten Humoristen der Weltliteratur. Aber Humor bedeutet eben doch mehr als Spasmmacherei. Er ist nicht so sehr eine Angelegenheit des Verstandes, wie es beispielsweise der Witiz ist, sondern viel mehr eine Sache des Gemüts. Der echte

Humorist führt eine ‚unsichtbare Träne im Wappen‘, er bemitleidet die Welt und sich selber wegen ihrer Torheiten. Man wird den offenen und versteckten Ernst Twains am besten erkennen in unsern Stücken ‚Die Lotsen auf dem Mississippi‘ und ‚Im Silberlande‘. Das erstgenannte Kapitel ist für uns besonders interessant durch die Schilderung der Lotsenorganisation und ihrer Kämpfe. Was Twain hier schmunzelnd erzählt, zeigt deutlich seine Sympathie für diese Streiter, die es so vortrefflich verstanden, sich allen Widerständen zum Trotz durchzusetzen. Und wie prächtig ist ‚Im Silberlande‘ die ewige Mammonsgier der Menschen geschildert! Alle Leidenschaften und üblen Instinkte treten leibhaftig vor unser Auge und erinnern uns an den Tanz ums Goldne Kalb, den wir in den letzten Jahren schauernd miterleben mußten. Twain sieht die Menschen wie sie sind; es fällt ihm nicht ein, sie zu schminken. Aber er hat ein Lächeln für den abgefeimtesten Schurken noch. Wohl am bekanntesten sind seine Knabengeschichten, die viel des eignen Erlebnisses bergen. In ihnen spürt man die Liebe zu seiner und überhaupt zur Jugend. Abenteurersinn war ihm wohl von Hause aus eigen. In ‚Tom Sawyers Abenteuer und Streiche‘ und in ‚Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten‘ finden wir köstliche Schilderungen jugendlicher Romantik und kindlicher Torheiten. Wilde Jungen, mit dem gerührten Sinne des Mannes gesehen, der zuweilen Heimweh nach seinen Kindertagen verspürt. Die Lebensgeschichte Twains ist größtenteils in seinen Schriften niedergelegt; er schreibt mit Vorliebe in der Ichform. Wir fassen

im nachfolgenden das wichtigste zusammen. Twain hieß mit seinem Geburtsnamen Samuel Langhorne Clemens. Er wurde am 30. November 1835 in Florida geboren und kam bald darauf mit seinen Eltern nach der kleinen Stadt Hannibal, wo er seine Knabenjahre verlebte. Samuel war zwölf Jahre alt, als sein Vater starb und die Familie in sehr ärmlichen Verhältnissen zurückließ. Sam mußte arbeiten und trat nach einigen andern Versuchen, Geld zu verdienen, als Lehrling in die Druckerei des ‚Weekly Courier‘, der Lokalzeitung von Hannibal, ein. Schon mit fünfzehn Jahren hatte er ‚ausgelernt‘, ging auf die Wanderschaft, kam nach Newyork, arbeitete dort einige Monate als Buchdrucker und war als solcher in der Folge noch in einigen andern Städten tätig. Siebzehnjährig faßte er den Entschluß, Lotse auf dem Mississippi zu werden. Das war nicht leicht, aber es gelang. Seine Lehrzeit und ihre Schwierigkeiten hat er mit gutem Humor beschrieben. Aus dieser Tätigkeit holte er sich später den Namen, der ihn als Schriftsteller berühmt machte. Beim Loten des Fahrwassers nämlich ruft der messende Matrose dem Kapitän zu, wieviel Faden Tiefe er gefunden. ‚Mark twain!‘ schreit er, wenn es zwei Faden (zwölf Fuß) sind. Dieser Ruf, am Mississippi sehr häufig, wurde dem Lotsen wiederholt, und der Lehrling und Lotse Samuel Langhorne Clemens hat ihn wohl so oft gehört, daß er ihm nie wieder aus Ohr und Sinn entwich. Vielleicht auch, weil er seine Lotsentätigkeit über alles liebte, wählte er den Ausruf später als Pseudonym, das seinen eigentlichen Namen dann fast vergessen ließ. Bei Ausbruch

des amerikanischen Bürgerkrieges trat Twain als Freiwilliger in die Südmarmee ein, fand aber bald, daß sein kriegerischer Ehrgeiz einen kurzen Atem hatte. Mit seinem Bruder Orion, der zum Vizegouverneur von Nevada ernannt worden war, wandte er sich nun nach dem Westen, arbeitete als Tagelöhner in einer Quarzgrube und machte sich dann ‚selbständig‘. Näheres darüber ‚Im Silberlande‘. Wie er dann zum Journalismus kam, ist ebenfalls in einem Kapitel dieses Buches sehr lustig geschildert. Jedenfalls hatte er mit der Feder das Werkzeug seines eigentlichen Berufs entdeckt, dem er, von kleinen Seitensprüngen abgesehen, in der Folge treu blieb. Als Journalist übte er seine Feder, bereicherte seine Welt- und Menschenkenntnis und entwickelte sich allmählich zum Schriftsteller, dessen Werke ‚verschlungen‘ wurden.

Schon sein erster Skizzenband, der im März 1867 erschien, fand nicht nur in Amerika, sondern auch in England starke Beachtung. Nicht lange darauf begleitete er eine private Reisegesellschaft nach Europa und dem Orient. Diese Fahrt wurde in mehrfacher Hinsicht schicksalbestimmend für ihn: sie gewann ihm Berühmtheit, materiellen Erfolg und — seine Frau. Das Buch ‚Innocents Abroad‘ (Die Harmlosen auf Reisen) erschien, wurde in 200 000 Exemplaren abgesetzt und begründete Twains Ruf. Auf dem Schiffe hatte er die Tochter Olivia des Richters Langdon aus Elmira kennengelernt, und im Februar 1870 schloß er die Ehe mit ihr. Diese Ehe, der drei Töchter entsprossen, wird als sehr glücklich geschildert. Sie veranlaßte Twain, sich zunächst in Buffalo, dann in



Hartford niederzulassen. Vor materiellen Sorgen geschützt, konnte sich sein Talent nunmehr frei entfalten, und viele Werke sind ihm denn auch in der Folge entstanden. Nicht alle wurden ins Deutsche übertragen. Seine besten Schriften hat der Verlag Robert Luz in Stuttgart in einer sechsbändigen Ausgabe herausgebracht. Das Entgegenkommen des genannten Verlags ermöglichte es uns, jener Ausgabe die vorliegende Auswahl zu entnehmen. Wer also weiteres von Twain lesen möchte, dem sei diese Quelle empfohlen. Wenn nicht alle Twainschen Schriften übersetzt wurden, so hat das seinen guten Grund: manches ist für den kontinentalen Leser weder verständlich noch von Bedeutung. Es bezieht sich zuweilen auf rein lokale oder auf Vorgänge, die unserm Interesse entrückt sind. Zuweilen auch nimmt der Twainsche Humor jene grotesken Formen an, die — eben wegen ihrer Übertreibungen — unser Zwerchfell kaum noch erschüttern können. Im allgemeinen aber herrscht bei Twain das Bestreben vor, Menschen und Dinge dieser Welt wirklichkeitsstreu im Lichte eines freien und heiteren Geistes zu spiegeln. Manche seiner Typen prägen sich uns unauslöschlich ein, und er sagt oft mit lächelndem Munde Wahrheiten, die sehr zur Nachdenklichkeit auffordern. Was ihn uns besonders sympathisch macht, das ist seine Geringschätzung aller Aufgeblasenheit, sein Sinn für die Menschenwürde auch des Geringsten, selbst der in Amerika vielfach verachteten schwarzen Rasse. Er hat Menschen und Dingen manches von ihrem trügerischen Nimbus genommen und sie in ihrer wahren Gestalt gezeigt, aber er tat's nicht von oben

herab, sondern als Mitmensch, der sich der eignen Schwächen bewußt ist. Sein starker Rechtlichkeitsinn bewies sich auch im privaten Leben. Als Twain im Jahre 1884 das Manuskript von ‚Huckleberry Finn‘ beendet hatte, konnte er sich mit seinem Verleger über die Gewinnverteilung nicht einigen. Er gründete deshalb mit seinem Neffen Webster einen eignen Verlag, gab sein Buch dort heraus und erzielte auch enorme Erfolge. Bald darauf aber starb der Neffe, und wenige Jahre später geriet der Verlag in Konkurs. Gerade um die Zeit seines 60. Geburtstages sah sich der gefeierte Autor dem Nichts gegenüber. Er verlor sein ganzes Vermögen und saß mit einer riesigen Schuldenlast da. Seine Freunde boten ihm Hilfe an und erklärten ihm, daß er nach kaufmännischen Gepflogenheiten sich mit seinen Gläubigern auf einen gewissen Prozentsatz einigen könne. Twain lehnte eins wie das andre ab und gab den Gläubigern sein Wort, sämtliche Schulden bis auf den letzten Cent innerhalb vier Jahren abzutragen. Man erinnert sich an den schottischen Erzähler Walter Scott, dem ein ähnliches Mißgeschick passierte, und der sich dann buchstäblich um seiner Schulden willen zu Tode arbeitete. Twain erging es immerhin besser. Er unternahm Vorlesungstouren, die ihn durch die Vereinigten Staaten und später rund um die Erde führten. Was er aus dem Zwange der Verhältnisse heraus begann, wurde für ihn Quelle starker ideeller und materieller Erfolge. Die indischen Rajahs begrüßten ihn ebenso begeistert wie die australischen und südafrikanischen Farmer. Er nahm dann in London

längeren Aufenthalt und schrieb hier seine ‚Reise um die Welt‘ (1898 bei Luz in Stuttgart erschienen). Unnötig zu sagen, daß er das seinen Gläubigern gegebene Wort pünktlich einlöste. Zwain ist wiederholt auch in Deutschland gewesen, für das ihm eine besondere Vorliebe nachgesagt wird. 1897 bis 1899 wohnte er in Wien, wo er bei einem ihm zu Ehren gegebenen Kommers zu allgemeiner Überraschung als deutschsprechender Festredner auftrat. Er sagte unter anderm mit scheinbarem Ernste, es sei stets der Traum seines Lebens gewesen, ein Reformator der deutschen Sprache zu werden. Man lese dazu das Stück ‚Die Schrecken der deutschen Sprache‘, das den Humor Zwains charakteristisch zum Ausdruck bringt.

Es war ein erlebnisreiches, äußerlich bewegtes und doch geistig durchleuchtetes Leben, das vor nun rund anderthalb Jahrzehnten endete. Mark Twain starb am 21. April 1910 zu Redding. Unter den wenigen volkstümlichen Humoristen der Weltliteratur wird sein Name stets mitgenannt werden.

Die vorliegende Auswahl ist so geordnet, daß alle Abschnitte mit biographischem Einschlag in chronologischer Reihenfolge erscheinen. Die übrigen Skizzen schließen sich zwanglos an.

Und nun noch ein Glückauf zur ersten Fahrt, junge Büchergilde! Und einen frohen Gruß allen Gildenbrüdern und Gildenschwestern, die helfen wollen, daß unsre Gemeinschaft eine gute und fruchtbare werde. Möge jeder für sie werben. Denn je mehr wir sind, desto schöpferischer wird sie sein. Vorwärts — mit heiteren Augen! E. P.



## XXX+<<<+<<+TOM+SAWYER+>>>+>>>+XXX

Der Montagmorgen fand Tom sehr niedergeschlagen. Das war eigentlich an jedem Montagmorgen der Fall, denn damit begann ja eine neue Woche der Plage und des Leidens in der Schule. Gewöhnlich begrüßte er diesen Tag mit dem Wunsche, daß es lieber gar keine Feiertage geben möchte, denn das machte die nun wieder aufzunehmenden Ketten der Sklaverei nur um so drückender und fühlbarer.

Tom lag da und dachte nach. Plötzlich kam ihm die leuchtende Idee: wenn er nun krank wäre, dann brauchte er doch nicht zur Schule. Das war die einzige Möglichkeit. Er untersuchte und prüfte sein ganzes Körpersystem. Nirgends fand sich auch nur das geringste Schadhafte. Von neuem prüfte er. Diesmal meinte er leise Anzeichen von kolikartigen Schmerzen zu verspüren, die er mit rasch aufkeimender Hoffnung liebend zu beobachten begann. Trotzdem verringerten sie sich aber bei näherer Betrachtung mehr und mehr und waren bald gänzlich verschwunden. Wieder überlegte Tom. Plötzlich entdeckte er etwas. Einer seiner oberen Zähne wackelte bedenklich. Er frohlockte. Schon begann er sich zu einem tiefen Stöhnen vorzubereiten, das er als Einleitung vorausschicken wollte, als ihm noch zur richtigen Zeit der Gedanke kam, daß, wenn er diesen Beweis von Krankheit ins Feld führe, die Tante ihm einfach den Zahn ausreißen würde, und das tat weh. Damit wollte er also nur im Notfall herausrücken und jetzt erst

noch ein bißchen weiter herum denken. Eine Weile war alles Sinnen umsonst, dann erinnerte er sich, wie der Doktor einmal von einem Manne erzählt hatte, dem irgend etwas, Tom wußte nicht mehr genau was, etwas wie kalter Brand oder dergleichen, bei einem schlimmen Finger hinzugetreten sei, daß derselbe zwei bis drei Wochen damit zu tun gehabt und schließlich beinahe den Finger verloren habe. Zum Glück war Tom imstande, eine schlimme Zehe aufzuweisen, die er sich vor ein paar Tagen einmal irgendwo verletzt hatte. Die zog er nun eiligst unter der Decke vor, um sie aufs eingehendste zu prüfen. Damit ließ sich was machen! Leider kannte er die nötigen Symptome nicht, über die er sich beklagen mußte, aber probieren wollte er's doch auf jeden Fall und so begann er denn laut und tief aufzustöhnen.

Sid, sein Bruder, aber schlief ruhig und sorglos weiter.

Tom stöhnte lauter und meinte auf einmal wirklich Schmerz in der Zehe zu spüren.

Sid gab kein Zeichen.

Tom keuchte schon förmlich vor Anstrengung. Einen Moment sammelte er neue Kraft, hielt den Atem an und stieß dann eine ordentlich fortlaufende Tonleiter von wunderbar echtem Stöhnen aus.

Sid schnarchte weiter.

Nun wurde Tom ärgerlich. Er begann den hartnäckigen Schläfer zu rütteln und ‚Sid, Sid‘ zu rufen. Das wirkte besser und nun begann das Stöhnen von neuem. Sid gähnte, streckte sich, stützte sich dann mit einem letzten Schnarcher auf seinen Ellbogen und starrte nach Tom hin. Tom stöhnte weiter. Endlich ruft Sid:

„Tom, so hör' doch, Tom!“ — Keine Antwort.

„Du, Tom, Tom, was ist los?“ und er rüttelte ihn und starrte ihm voll Angst ins Gesicht.

Tom stöhnte:

„Ach, Sid, laß los, du tust mir weh!“

„Herr Gott, was gibt's, Tom? Ich muß die Tante rufen.“

„Nein, laß sein. Es wird schon vorübergehn. Ruf' niemand.“

„Doch, natürlich, das muß ich. Stöhn' doch nicht so, Tom, das ist ja schrecklich. Wie lang tut dir's denn schon weh?“

„Ach, Stunden lang. Autsch, autsch! Sei doch still, Sid, und laß mich in Ruhe.“

„Warum hast du mich denn nicht früher geweckt? Herr Gott, Tom, hör' auf, es macht einen ja elend, dich so stöhnen zu hören. Wo tut dir's denn weh?“

„Ich verzeih dir alles, Sid, was du mir je getan hast. (Stöhnen.)

Alles, alles, Sid! Wenn ich tot bin —“

„O, Tom, du wirst doch nicht sterben? Sag nein, Tom, komm, sag nein. Vielleicht —“

„Ich vergebe allen Menschen, Sid. (Tiefes Stöhnen.) Sag's allen. Und, Sid, gib du die schöne gelbe Türklinke, die ich habe, und die einäugige Kage dem Mädchen, das neulich erst gekommen ist und sag ihr —“

Aber Sid hatte schon seine Kleider aufgerafft und war verschwunden. Tom litt nun in Wahrheit, so lebhaft arbeitete seine Einbildungskraft und sein Stöhnen fing an erschreckend natürlich zu klingen.

Sid stieg die Treppe hinunter und rief atemlos:

„Tante Polly, Tante Polly, komm schnell, Tom stirbt!“

„Stirbt!“

„Ja, ja, eil' dich doch, frag' nicht lang.“

„Dummheiten! Ich glaub's nicht.“

Trotzdem aber stürzte sie die Treppe hinauf, so schnell sie ihre alten Beine tragen wollten und Mary hinter ihr her. Bläß war auch sie geworden und ihre Lippen zitterten. Am Bett angelangt, keuchte sie nur so:

„Tom, Tom, was gibt's, was ist los?“

„Ach, Tante, ich —“

„Was gibt's — was ist's, Kind, was fehlt dir?“

„Ach, Tante, ich — ich hab' furchtbare Schmerzen da an meiner Zehe, — ich hab' — ja ich hab', glaub ich — den kalten Brand!“

Erleichtert aufseufzend sank jetzt die arme Tante auf einen Stuhl, lachte ein wenig, weinte ein wenig, tat dann beides zusammen, was sie wieder so weit herstellte, daß sie Worte fand:

„Tom, Bengel, wie hast du mich erschreckt! Jetzt hör' aber auf mit dem Unsinn und mach' daß du aus dem Bett kommst. Es ist Zeit zum Aufstehen! Vorwärts — oder ich geb' dir was, um deinen kalten Brand zu wärmen!“

Das Stöhnen hörte auf und der Schmerz verschwand aus der Zehe. Kleinlaut und niedergedrückt ob des verunglückten Experiments meinte der Junge:

„Tante, wahrhaftig, ich glaubte, es müsse der kalte Brand sein, es tat so furchtbar weh, daß ich gar nicht mehr an meinen Zahn dachte.“

„An deinen Zahn? Was ist denn mit dem Zahn los?“

„Ach, der wackelt und tut gar schrecklich weh,“ ächzte der Kranke.